

Literatur des Auslandes.

N^o 146.

Berlin, Mittwoch den 6. Dezember

1837.

Spanien.

Cervantes und Don Quixote.

Die erste Amerikanische Ausgabe eines Spanischen Klassikers — nicht etwa eine Uebersetzung, sondern der Urtext mit sehr schätzbaren Erläuterungen begleitet — liegt vor uns. Eine solche Erscheinung verdient näher besprochen zu werden; sie beweist uns nicht bloß, daß man sich in Amerika mit der Spanischen Literatur immer mehr bekannt und vertraut macht, — sie deutet zugleich, im Zusammenhange mit vielen anderen Thatfachen, auf den großen Prozeß geistiger Befreiung hin, welcher zwischen allen civilisirten Völkern im Werke ist. Diesen Prozeß haben die Begebenheiten und Umwälzungen der neuesten Zeit theils eingeleitet, theils rascher gefördert. Früher sah jedes Volk innerhalb seiner Grenzen eingepfercht und wußte von seinen Nachbarn kaum so viel, wie wir jetzt von Siam oder Japan. Ein Strom, eine Bergkette, eine imaginaire auf der Karte gezogene Linie schied ein Land von dem anderen vollständiger, als jetzt der weite Ocean. Wie hat sich dies geändert! Die Theile des christlichen Staaten-Systems stehen in Mitleidenschaft zu einander, wie Glieder und Organe eines und desselben Körpers; die äußersten Enden Europa's sind einander näher gerückt, als vormalig die Provinzen einer Monarchie. Die schnellen und leichten Communications-Mittel, die wir den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft verdanken, werden das Uebrige thun. Schon jetzt braucht man zu einer Reise von Britannien, dieser ultima Thule der Alten, bis in die südlichste Spitze von Italien weniger Zeit, als Horaz zu seiner Fahrt von Rom nach Brundisium. Ein fashionabler Tourist besucht mit dem Dampfboot binnen etlichen Wochen alle Plätze, die in der Iliade und Odyssee namhaft gemacht werden. Jeder ansehnliche Hafensplatz des Europäischen Festlandes wimmelt von Reisenden; Paris und Rom zählen ihre Gäste zu Zehntausenden. Ja, es besucht heutzutage so Mancher fremde Länder, der im eigenen Vaterlande nie über die nächste Nachbarschaft, über den Horizont seines Dorfschichturms hinaus gekommen ist. So gedankenlos und stumpfsinnig ist denn doch wohl Keiner, daß ihn im fremden Lande, unter fremdem Volke nicht eine Art Neugier oder Wisbegier anwandeln sollte, die Sprache, die Schriften, die Meinungen, die Sitten desselben kennen zu lernen. Dabei fehlt es auch nicht an geistig empfänglichen und gebildeten Reisenden, die ein ernsteres Interesse für Kunst und Literatur einer fremden Nation mit nach Hause bringen und dasselbe durch gründliche Studien betheiligen.

Es zeigen sich die Wirkungen hiervon in den Reformen, die das Unterrichtswesen in unseren Zeiten erfährt. An den beiden neuen Londoner Universitäten werden nicht bloß über die alten klassischen Sprachen, sondern auch über alle neuere Literaturen Vorlesungen gehalten; es sind Dichter und Schriftsteller in sehr schätzbaren neuen Bearbeitungen erschienen, zum Beweise, daß die Professoren auf ihren Posten nicht müßig sind. Viele Zeitschriften, meist sehr geschickt und zweckmäßig redigirt, wirken zu dem gemeinschaftlichen Zwecke, das Publikum mit den Leistungen der Literatur und Kritik des Auslandes bekannt zu machen. Die Engländer haben sich bisher mehr mit der politischen, als mit der literarischen Geschichte fremder Völker befaßt. Die Geschichte Spaniens namentlich hat in England sehr ausgezeichnete Darsteller gefunden, von denen nur zu bedauern ist, daß sie sich beinahe ausschließlich mit den auswärtigen Staatsverhandlungen und Kriegen der Spanischen Könige befaßt, den inneren Zustand des Landes und Volkes aber im Dunkeln gelassen haben. Das bekannte Werk von Robertson ist eine Geschichte, nicht Spaniens, sondern Europa's zur Zeit der Regierung Karl's V. Watson's „Regierung Philipp's II.“ würde mit größtem Recht den Titel: „Der Niederländische Befreiungskrieg“ führen, denn dieser macht den Hauptinhalt aus. Hingegen sind in den letzten Jahren in Nord-Amerika, oder von Nord-Amerikanischen Verfassern, nicht wenige Schriften erschienen, welche über den gesellschaftlichen Zustand, den Charakter und die geistige Bildung der Spanischen Nation Licht und Aufschluß geben. An Washington Irving wollen wir hier nur erinnern, da seine neuesten Werke gewiß jedem Leser, mindestens dem Namen nach, bekannt sind. Lieutenant Slidell hat seine Reise durch Spanien beschrieben und die eigenthümliche sociale Physiognomie dieses Landes mit großer Lebendigkeit skizzirt. Cusling's „Erinnerungen aus Spanien“ sind zwar ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung, enthalten aber nichtsdestoweniger sehr gründliche und mühsame Forschungen über besonders interessante Punkte der Spanischen Geschichte. Des verstorbenen Professors Ticknor „Vorlesungen über Spanische Literatur“, am Harvard College zu Cambridge gehalten, sind noch ungedruckt; sie geben eine umfassende kritische Darstellung, dergleichen man in keinem

Spanischen Werke findet, und lassen, was Reichhaltigkeit und Vollständigkeit betrifft, sowohl Souverainetät als dessen Ausschreiber, den glänzend beredten Sismondi, weit hinter sich. Ticknor's Nachfolger, Longfellow, durch mehrere verdienstliche Schriften bekannt, hat die „Coplas de Manrique“, die schönste Perle der Castilischen Poesie des 15ten Jahrhunderts, trefflich ins Englische übertragen. Wm Elliot aus Philadelphia haben wir eine sehr gewandte Uebersetzung der „Geschichte des Duvedo“, keine leichte Arbeit. Gegenwärtig nun hat uns Herr Sales, der an demselben Harvard College Lehrer ist, den Fürsten der Castilischen Klassiker, Cervantes, in einer neuen Ausgabe vorgeführt, die in vielen Stücken eigenthümliche Vorzüge besitzt. Wir nehmen davon Gelegenheit, das Buch selbst, den Don Quixote, und seine Bedeutung für die damalige Zeit zu besprechen. Wir haben es ja mit einem Werke zu thun, das populair in einem Umfange geworden ist, wie schwerlich ein anderes, und das nicht bloß den Spaniern, sondern in Wahrheit dem ganzen lesenden Europa als ein Lieblingsbuch angehöret.

Cervantes lebte zur Zeit Philipp's II., als die Spanische Monarchie von der Höhe ihrer Macht bereits zu sinken anfing, aber sich mit den äußersten Anstrengungen auf derselben zu behaupten suchte. Das Reich begann schon an Altersschwäche zu leiden und strebte doch noch immer, sich auszudehnen; es hatte seine Flotten auf allen Meeren, es führte Krieg in der alten und in der neuen Welt. Die Waffen im Dienste des Königs und der katholischen Religion zu führen, war die einzige Ehre des Edelmannes. Alle ausgezeichnete Dichter und Schriftsteller, welche Spanien damals zählte, haben in den Kriegen Karl's V. und Philipp's II. gekochten, sie mühten denn geistlichen Standes gewesen seyn. Cervantes war arm, aber aus altem edlem Geschlecht; überhaupt wenn ein echter Castilier sonst nichts hat, so hat er doch einen Stammbaum. Auch er führte in seiner Jugend und in der ersten Hälfte seines Mannesalters ein unruhiges und abenteuerliches Kriegesleben, von dem er auch dann noch nicht lassen wollte, als er in der Schlacht einen Arm verloren hatte. Unter mannigfachen Schicksalen sah er alle Länder rings um das Mittelmeer; fünf Jahre brachte er als Christen-Sklave in Algier zu. Doch war diese Zeit für ihn nicht verloren; hier schärfte sein scharfes Auge das muselmännische Leben auf, dessen Pracht und schwelgender Luxus in mehreren seiner Erzählungen mit so glänzenden und brennenden Farben geschildert ist. Nachdem er viel erfahren und unglücklich viel erduldet, kehrte er in sein Vaterland zurück, mit Ruhm und mit Narben bedeckt, arm an Geld, reich an Beobachtung und Kenntniß des Lebens, einen Schatz in sich tragend, den er später in seinen Romanschöpfungen muthend anlegte. Er konnte sich übrigens auch jetzt zu einem sitzenden, untätigen Leben nicht bequemen. Wir finden ihn da und dort, in den verschiedensten Provinzen Spaniens; auf seinen Wanderungen benutzte er die reichliche Gelegenheit, die sich ihm bot, den Volkscharakter zu studiren. In Andalusien mag er die Muster für den lebendig sprühenden Witz, die seine Ironie gefunden haben, womit so viele seiner Romanfiguren ausgestattet sind; in Sevilla machte er ganz besondere Bekanntschaft mit der Brut von ingeniosos hidalgos, von Gaunern und Beutelschneidern, welche in seinen Picaresco-Novellen eine so respectable Rolle spielen. In der Mancha endlich hat er nicht bloß die Geographie zu seinem Don Quixote studirt, sondern auch an den Söhnen dieser edlen Landschaft den wunderlichen Kontrast von überspanntem Stolz und kläglicher Armuth, welchen die Spanischen Komiker zu so mancher ergötzlichen Karrikatur auszubeuten gewußt haben. Bis dahin hatte sich Cervantes als Dichter nur durch seine „Galatea“ bekannt gemacht. Es ist darin viel dichterische Schönheit an eine Art von Poesie verschwendet, die für unsere Zeit ungenießbar geworden ist. Das damals sogenannte Hirtengedicht (pastorale) hat etwas Unnatürliches, Gezwungenes und Geschmackloses; von naturgetreuer Charakter-Auffassung, worin Cervantes' größte Stärke lag, kann darin gar nicht die Rede seyn. Er hat auch eine große Anzahl Schauspiele verfaßt, die aber sämmtlich verloren sind, bis auf zwei zu Ende des vorigen Jahrhunderts wieder aufgefunden. Eines von diesen, „die Belagerung von Numantia“, bewährt in klüner und richtiger Charakterzeichnung und in dem kräftigen Kolorit der Darstellung die Hand des Meisters. Erst im 37ten Jahre seines Lebens legte Cervantes die letzte Hand an den ersten Theil seines Don Quixote. Uebershaupt sind alle ausgezeichnete Romane hierin anderen Erzeugnissen der Dichter-Phantasie unähnlich, das Produkt der späteren Lebensjahre ihrer Verfasser. Die Schule des Romandichters ist die Welt, deren mannigfaltige Erscheinungen und Kräfte man nur durch eine lange, sorgfältige Uebung kennen und behandeln lernt. Der Verfasser erzählt uns selbst, daß er an seinem Don Quixote zu schreiben anfangen habe, als er just im Gefängnisse saß. Wodurch er sich diese Haft zu-

gezogen, ist nicht ermittelt; wer weiß, mit was für Muthwillen er sich an dem erlauchten Volke von la Mancha verflündigt haben mochte. Im Druck erschien die erste Hälfte des Don Quixote nicht eher als 1605. Der Versuch, diese Satire gegen den herrschenden Geschmack und die alten, eingewurzelten Vorurtheile seiner Landleute vom Stapel laufen zu lassen, mochte dem Verfasser beinahe so abenteuerlich und möglich vorkommen, wie das Turnier seines Helden gegen die Windmühlen. Daher suchte er sein Buch unter dem Patronate eines großen Namens in die Welt einzuführen und bat um Erlaubniß, es dem Herzoge von Bejar, einem Castilischen Granden, dedizieren zu dürfen. Der Herzog hatte dazu nicht, rechte Lust, sey es, daß er Platz und Absicht des Werkes nicht kannte, sey es, daß er sich keinen großen Erfolg davon versprach. Auf vieles Bitten des Verfassers willigte er ein, sich etliche Kapitel vorlesen zu lassen. Es geschah dies in Gegenwart mehrerer Zuhörer, und schon an den ersten Seiten ergöhrten sie sich dermaßen, daß sie dem Dichter keine Ruhe ließen, bis er ihnen das Ganze zu Ende las. Nun besann sich auch der Herzog nicht länger und erwarb seinem Namen, indem er ihn auf das erste Blatt des Don Quixote setzen ließ, einen Paß für die Unsterblichkeit.

Das Urtheil eines kleinen auserlesenen Zirkels giebt allerdings keinen sicheren Maßstab für die Aufnahme, die einem Buche bei der großen lesenden Welt bevorsteht. Wir erinnern uns einer Anekdote von Bernardin de St. Pierre, der mit seinem „Paul et Virginie“ ein ähnliches Experiment anstellte, wie Cervantes mit dem Don Quixote. Er las das Buch nämlich einer erlesenen Gesellschaft von Pariser Literatoren und geistreichen Frauen vor; da waren Herr und Madame Necker, der Abbé Galiani, Thomas, Buffon u. A. m., lauter brillante Schöngesichter vom ersten Wasser. Anfangs hörte man begierig zu, und Alles war still; allmählig ließ die Aufmerksamkeit nach, man fing an zu flüstern, leise zu plaudern, zu gähnen, und Niemand gab mehr Acht. Buffon sah auf seine Uhr und rief nach seinem Wagen. Die der Thür zunächst saßen, schlüpfen hinaus. Thomas ging zu Bett. Necker lachte die Damen aus, weil sie weinten, und die Damen schämten sich, ihre Nöthigung einzugestehen. Als die Vorlesung zu Ende war, ließ sich keine lobende Stimme hören; Madame Necker aber fand zu tadeln, die Gesprächs-Paul's mit dem alten Manne wären überaus langweilig, Abreiß für die Handlung, voll hergebrachter Moral und frohlig wie ein Glas Eiswasser. Die Niedergeschlagenheit des armen St. Pierre gränzte an Verzweiflung; es war ihm, als hätte er sein Todesurtheil vernommen. Als aber Paul et Virginie wirklich ans Licht trat, wurde es eines der beliebtesten französischen Volksbücher. Umgekehrt gründete kein Autor auf den Beifall eines Privat-Zirkels oder einer literarischen Koterie zu sichere Hoffnungen. Manches Schifflein tanzt lustig auf dem engen See und geht im Strome unter.

Bei Cervantes indes straste der Erfolg die erste günstige Vorbedeutung nicht lägen. Der Don Quixote machte gleich nach seinem Erscheinen außerordentliches Aufsehen; es war, als wenn ein elektrischer Schlag durch ganz Spanien läufte. Ueberall und bei allen Lesern fand das Buch Anklang; der Verfasser hatte die rechte Seite, und zur rechten Zeit, angeschlagen. Vier Ausgaben folgten in Jahresfrist auf einander, zwei zu Madrid, eine zu Valencia, und eine zu Lissabon. Ein solcher Erfolg wäre auch in unseren Tagen außerordentlich; bedenkt man nun, wie klein damals, im Vergleich zu heute, das lesende Publikum war, so muß er fast wunderbar erscheinen. Daß der Roman sehr schnell seinen Weg in die höchsten Kreise der Gesellschaft, bis an den Hof und zu dem Könige selbst fand, beweist die bekannte Geschichte, wie König Philipp III. einen Studenten über einem Buche ganz unmäßig lachen sah und sprach: „Der Mensch ist entweder von Sinnen, oder er liest den Don Quixote.“ Gleichwohl hören wir nicht, daß der Verfasser des Don Quixote sich eines Zeichens der königlichen Gunst zu erfreuen gehabt hätte. In seiner Noth wäre ihm dergleichen wohl zu Statten gekommen. — Indes von Philipp III. war nichts der Art zu erwarten. Zwar hat unter diesem Monarchen die Castilische Literatur ihr goldenes Zeitalter gehabt, ihre zahlreichsten Blüthen entfaltet; allein er selbst hat wahrlich nichts dazu gethan. In abergläubischen Andachtsübungen und indolenten Gemüthen brachte er seine Zeit hin; sein Günstling und allvermögender Minister, der Herzog von Lerma, hatte den Kopf voll ammaßlicher, eigenmächtiger und seichter politischer Pläne, — was kümmerter ihn Dichter? Er ließ Roman Roman und Satire Satire sein. Cervantes hatte eine Bahn eingeschlagen, die wohl zu Ruhm und Ehre, aber nicht zu Reichthum führte. Sehr häufig sind, in seinen Gedichten sowohl wie in seinen prosaischen Schriften, die Anspielungen auf seine dürftigen und gedrückten Verhältnisse. Zum Glück für seinen Ruhm und für die Nachwelt ließ er sich nicht verzeihen, des Gewinnes halber flüchtig und viel zu schreiben; vielmehr ließ er nach dem Erscheinen der ersten Hälfte des Don Quixote mehrere Jahre vergehen, ehe er mit seinen „Novelas exemplares“ hervortrat. Etwas diesen Erzählungen Ähnliches war weder in der Castilischen, noch in irgend einer Europäischen Literatur bisher da gewesen. Dramatisch in der Anlage, voll sinnreich erfundener Situationen, mit seiner und bis in die kleinsten Züge ausgeführter Charakterzeichnung, im Vortrage allen Reichthum und alle Anmuth der Castilischen Sprache entfaltend, wurden sie vom ersten Augenblicke an populär und verbreiteten, schneller vielleicht als der Don Quixote, den Ruhm des Verfassers über Frankreich, England und Italien.

Daß Cervantes von den ersten Auflagen seines Don Quixote so gut wie gar keine Einnahme hatte, ist kein Wunder. Ein Buchdrucker hatte das Manuscript sammt dem ganzen Verlagsrecht um eine äußerst geringe Summe an sich gebracht, als die Herausgabe des Romans noch für ein gewagtes Experiment und der Erfolg für sehr zweifelhaft galt. Aber es scheint unserem Dichter, nachdem sein Glück bei dem Publikum aufs entschiedenste gemacht war, darum doch nicht besser ergangen zu sein. Seinem Verleger über die Verleger macht er an mehr als einer Stelle Lust. „Was meint Ihr, Herr!“ sagt der arme Teufel von Autor

im Don Quixote, „soll ich den Ertrag meiner Arbeit an einen Bücherkrämer verhandeln, für 3 Maravedis den Bogen? denn das ist das Höchste, was sie bieten, und für die große Gnade, meinen sie, soll man ihnen noch dankbar sein.“ Dergleichen Klagen sind indes so alt, wie die Kunst des Büchermachens selbst, und da nur die Autoren, nicht aber die Verleger ihre Sache bei der Nachwelt führen können, so müssen wir mit unserm Urtheile auf unserer Hut sein. Wenn Cervantes nicht übertriebt, so haben seiner Zeit die Buchhändler in Castilien ihr Gewerbe mit Kniffen und Schlichen betrieben, die allerdings den Pranger verdienten. Er läßt in einer Novelle einen Licentiaten sein Leid klagen, „daß sie nie ehrlich mit dem Autor umgehen, wenn sie ihn das Verlagsrecht einer Schrift abkaufen, sondern immer mit allerlei Pfaffen, Lücken und Betrügereien. Wer aber gar sein Buch auf eigene Kosten drucken läßt, dem spielen sie am ärgsten mit. Daß sie Euch um die Hälfte der Auflage pressen, ist dabei ganz in der Ordnung. Tausendhundert Exemplare bringen sie Euch in Rechnung, unter der Hand haben sie wohl dreitausend abgesetzt, wovon sie den Profit ganz allein in die Tasche stecken.“

Zum Glück indes gewann sich Cervantes durch seine Schriften zwei vornehme, einflußreiche und thätige Gönner, Sebastian Cabra, Grafen von Lemos, und Diego de Rojas, Erzbischof von Toledo. In jenen Tagen bedurfte jeder Dichter, wenn er in der Welt nichts Anderes vorstellte als einen Dichter, eines solchen Patronats, um nicht in Elend und Dürftigkeit zu verkommen. Ein Dichter unserer Zeit, wenn er einen wahrhaft großen und populären Namen errungen hat, wird durch die Kunst und Liebe des Publikums getragen und kann, stolz und frei, alle Gönnerschaft der Großen entbehren. Damals, in Spanien, gab es kein solches Publikum. Doch ja, es gab eines, aber nur für den dramatischen Dichter. Die Poesie, die für das Theater schuf, hatte allein einen goldenen Boden. Es ist die allgemeine Regel, daß bei jedem Volke das Theater seine höchste Blüthe in dem Zeitpunkt erreicht, wo eine National-Literatur sich eben erst zu bilden anfängt. In solcher Zeit hatte England seinen Shakespeare, Jonson und Fletcher, Frankreich seinen Corneille, Spanien seinen Lope de Vega. Das Schauspiel ist der erste literarische Genuß, für welchen ein Volk im Großen empfänglich wird, eben weil es Schauspiel ist, weil es sinnlich anspricht mit Schaugebräng und Augenlust, wohl auch mit Musik und Gesang. Ein Publikum, das zu einem höheren Grade des Unterrichts und der Bildung herangereift ist, in welchem ernste und tiefe geistige Interessen Anklang finden, — für ein solches hat das Theater keine Bedeutung mehr. Es bedarf für uns der scenischen Zurüstung nicht, damit die Schöpfung des Dichters lebendig an unserm inneren Auge vorübergehe; wir fassen die poetische Welt und geben unmittelbar in sie ein, ohne daß sie uns erst auf den Brettern versinnlicht wird. Wir sind Leser, nicht Zuschauer: die Zeit hat uns dazu gemacht. Der Verfall des Theaters und der dramatischen Dichtkunst ist zu beklagen, allerdings, aber man muß sich als in eine Nothwendigkeit hinein ergeben; der Gang unserer Civilisation hat ihn herbeigeführt.

(Fortsetzung folgt.)

A f r i k a.

Der Hrachich, des Orients Champagner.

Europa schickte dem Orient seine Weine, und die Paschas und Padischahs sangen an, sich in Champagner zu betrinken; der Orient war nicht un dankbar und schickte uns wieder sein Opium, aber das Opium ist zu nichts gut, als zum Schlafen und Träumen. Wir brauchen einen feurigen, stäubenden Genuß, einen Genuß, der Geist und Körper zugleich in die höchste Aufregung bringt, während man beim Opium nur in maßlose, einseitige Verzückung, in jenes wollüstig seltsame Anschauen versinkt, wo alles Bewußtsein und Leben, aller Witz und Humor fehlt. Daher ist auch das Opium mehr bei indolenten Törten und Perstern, so wie in China und Indien vorderrschend, als bei den Arabern. Diese lieben vor Allem einen wilden, tollen Rausch, einen Rausch, der sich zuletzt bis zum Delirium steigert, und zu diesem Zweck haben sie schon seit alten Zeiten ein ganz eigenes Mittel, ein treffliches Aequivalent für allen vom Propheten verbotenen Weingenuß, und dies ist der Hrachich.

In der Türkei haben wir ganze Haufen von Opium-Essern gesehen, die sich in Gesellschaft zu betrinken pflegten. In Kabira dagegen trafen wir fröhliche Barden auf den Straßen, die man uns unter dem Namen Hrachich, d. h. Hrachich-Esser, bezeichnete. Wie selbst haben wir mit diesem versucht, mit Opium sowohl als mit Hrachich: das Opium machte uns allerdings selig, aber das war eine negative Seligkeit, eine Art wollüstiger Vernichtung, wo der Körper eben so gesehelt blieb, wie der Geist, und so oft ich Opium nahm, erinnere ich mich, daß ich ein bis zwei Stunden damit zubachte, mir innerlich zu wiederholen: „Ach, wie glücklich bin ich!“

Was dagegen den Hrachich betrifft, so kann ich nicht umbin, zu glauben, daß sein Geist und seine Kraft es war, die dem Propheten bei seinem reizend schnellen Flug in den siebenten Himmel wenigstens eben so sehr zu Hülfe kam, als die Fittigel des Engel Gabriel. Wir haben hier und da an den Wänden orientalischer Kaffeehäuser Darstellungen aus dem Paradiese gesehen, die, wie man uns erzählte, von Demawischen gezeichnet waren. Auch hier konnte nur der Hrachich diese Paläste geschaffen haben, deren sühner Bau und bizarre Eleganz alle Vorstellungen übersteigt, diese Thiere, die vielleicht ursprünglich auf dem Monde zu Hause sein können, jedenfalls aber nicht auf unserem Planeten zu finden sind, diese Wälder mit goldenem Stamm und silbernen Blättern, die mit unbekannten Früchten besetzt und von phantastischen Vögelgestalten belebt sind, diese Bäche endlich, in denen man Fische schwimmen sieht, die sicherlich weder auf unseren Tafeln, noch in unseren Fischbehältern jemals gesehen worden.

Uebrigens ist die Art, wie der Prachich bereitet wird, kein Geheimnis: die Araber lehrten uns, daß der berauschende Stoff darin nichts Anderes sey, als ein Aufguss vom Samen und von der Wurzel des Hanse, den man in Butter kochen läßt und dann mit Zucker, Mandeln oder Pistazien zusammenbäckt. So entsteht ein Gebäck, das in Täfelchen, so groß wie die Hand, verkauft wird; die Hälfte davon genügt, um den Rausch herbeizuführen: wir wenigstens brauchten beim ersten Mal nicht mehr. Noch sehe ich unseren Kaufmann vor mir stehen; er hielt den besten Prachich in ganz Kahira, und die Menge strömte fortwährend vor seiner Bude, die unter freiem Himmel fast dicht an dem Eingang einer Moschee stand.

Trotz der Vorliebe der Araber für den Prachich ist das Opium nicht außer Gewohnheit gekommen; auch ist ja der Prachich keine Erfindung von gestern, vielmehr haben beide seit Jahrhunderten friedlich neben einander geherrscht, und jedes hat immer seine eigenen Anhänger gehabt. Das Opium ist und bleibt der Lieblingsgenuss aller anständigen Leute, aller ehrbaren Bürger, mit einem Wort der Türken, die, selbst während sie den Verstand preisgeben, ihre Würde nicht verlieren wollen; will man dagegen in die Kunst der Prachich-Esser aufgenommen werden und sich ohne Scheu mit dem Prädicat Prachich bezeichnen lassen, was so ziemlich unserm Trunkenbold oder Sauser gleichkommt, so muß man schon ein ganz heruntergebrachtes, lächerliches Subjekt seyn und den Turban nach der Seite tragen. Man sollte sehen, was diese Prachichs, wenn sie vorüberziehen, für Spektakel machen: alle Frauen verschleiern sich dann bis an die Augen, und die stillen Leute machen schnell Kehrtum; sind sie in einem Garten, so hört man nichts als ihr Gelächter und ihre närrischen Reden, und die Versäusigen müssen seufzend fortgehen. Ein hervorragender Unterschied zwischen Prachich und Opium ist der, daß das erstere von der Welt abzieht und isolirt, das letztere dagegen immer mit Anderen zusammen genommen seyn will und nur in Gesellschaft wahren Genuss bringt. Man kann das Opium auch in Gesellschaft genießen, aber man bleibt doch immer allein; wenigstens ist das Zusammenseyn sehr mystischer Natur und ohne alle äußere Wirkung. Die Prachichs dagegen berauschen sich noch gegenseitig, sie ermuntern Einer den Anderen zu neuen Thaten, sie spotten und necken einander, sie lachen sich mit unverwiltlichem Gleichmuth ins Gesicht, und so kommt ein wahres Drama, eine Komödie, eine Pantomime voller Leben und Phantasie zu Stande, wo noch immer einzelne Vernunftschimmer durchblitzen.

Der Prachich ist ein Proteus unter tausend Formen, nie sah ich ihn an denselben Individuen dieselben Phänomene hervorbringen. Auch geht die Wirkung des Prachich erst sehr langsam vor sich: drei Viertel, ja oft eine ganze Stunde bringt man zu, ohne etwas zu merken, bis man auf einmal ungläubig zu lächeln anfängt und die Explosion da ist; oft ist es wie ein leichter Traum, man reißt sich die Augen, man glaubt zu schlafen, man fühlt sich so behaglich zu Muthe, besonders in der Gegend des Oberbauches, und siehe da, auf ein Wort, auf ein Nichts ergreift Einen ein unwiderstehlicher Lachkampf, der nur endet, um wieder anzufangen. Ist dann eine zahlreiche Gesellschaft beisammen, so wird ein allgemeines Gelächter aufgeschlagen, ein Gelächter, das fast konvulsivisch in einzelnen Absätzen erschallt und nur unterbrochen wird, um einige Worte durchschlüpfen zu lassen, die, unbedeutend oder drollig, die Heiterkeit verdoppeln. So ist die Krise da; doch anfangs ist man noch immer auf der Hut, man merkt den Abgrund, auf welchem man steht, zwischen der Vernunft und der Tollheit; man sucht sich zu halten, man will noch nicht alle Zügel fahren lassen. Ueberhaupt hat dieser Rausch das Eigenbümliche, daß der Verstand nie ganz verschwindet, es entspinnt sich eine Art Kampf zwischen der Vernunft und der Tollheit, das Bewußtseyn, daß man irre redet, ist da, und doch kann man es nicht lassen. Einige, besonders die Neulinge, werden dabei von einer ganz schrecklichen Marter gepeinigt: sie fürchten nämlich, für immer toll zu bleiben, und ich erinnere mich Eines unter ihnen, der bei einer solchen Gelegenheit heiße Thränen vergoß und immerfort fragte, wie er sich denn in einem solchen Zustande seiner Familie und seinen Freunden zeigen könne.

Ein anderer Charakter dieses Rausches ist die rasche Aufeinanderfolge der Ideen, deren hier eine ungläubliche Menge produziert wird. Man fängt eine Geschichte an, kaum hat man die ersten Worte erzählt, so fällt einem ein neuer Gedanke ein, und aus ihm's mit der Geschichte; man kommt wieder darauf zurück, um sie noch einmal zu verlassen; oft fragt Einer den Anderen, was er denn zuletzt gesagt habe, und daß das Alles nicht ohne Begleitung von Gelächter, von Thränen, von Exclamationen, von Wigen, von improvisirten Reden und Liedern abgeht, versteht sich von selbst.

Was sind doch die groben Dünste des Weines gegen diese großartige Tollheit des Prachich, wo man mehrere Jahre in einer Stunde lebt, wo das Blut in eine glühende Lava und das Gehirn in eine brennende Feuersee verwandelt, wo die Sensibilität auf einen außerordentlichen Grad gesteigert wird und die Erinnerung noch zurückbleibt, wenn der Rausch vorüber ist. Wenn in diesem Zustand eine Kontinuität der Ideen da wäre, wenn man sich der Entwicklung eines Gedankens ganz hingeben könnte, so würden aus dem Munde der Menschen, die das Herz und den Kopf voll haben, Reichthümer hervorströmen, die man nie in ihnen abnte und von denen sie selbst nichts wüßten; doch die Krise ist zu gewaltiam, und selbst das mächtigste Leben kann sich hier nur in einzelnen raschen Blitzen manifestiren.

Man weiß nicht, wer der Verfasser von „Tausend und eine Nacht“ ist, ich glaube ihn zu kennen, es ist ganz gewiß der personifizierte Prachich. Uebrigens sah ich nur wenige Fälle von düsterer Melancholie beim Prachich, zuweilen sehr vorübergehende Wuthanfalle, am aller-öftersten die ausgelassenste Fröhlichkeit. Einmal war es, wo ich nur mit Mühe einen Prachich abhalten konnte, als Vogel aus dem Fenster binous auf einen Baum des Gartens zu fliegen. Er hielt die beiden Enden seines seidnen Gürtels aufgebunden in der Hand und schrie:

„Ich bin ein Vogel des Paradieses, ich muß hinaus.“ Zum Glück steckte man den Vogel in den Käfig; ein Anderer bildete sich ein, die Sprache der Schlangen zu verstehen, und was noch besser ist, er sprach sie selbst; ich verstand kein Wort davon, wiewohl ich in einer Höhe mit ihm war. Auffallend ist es, daß Individuen in dieser Lage sich ihres gegenseitigen Zustandes recht gut bewußt sind; daher behandeln sie sich auch unter einander ohne Umstände als Narren; so wie aber eine nächste Person ihnen in den Weg tritt und sich über sie lustig macht, gerathen sie entweder in Wuth, oder sie werden traurig und verstümmt. Zu den Wirkungen des Prachich gehört auch die Einbildung, daß man den Kopf vom Rumpfe verliert, doch ist dies nicht immer eine notwendige Folge, es giebt auch Leute, die ihren Kopf immer auf den Schultern fühlen. Bei der Gelegenheit erinnere ich mich eines ähnlichen Falles, wo einer von meinen Freunden sich für eine Statue hielt. „Küßt mich nicht an“, schrie er, „Ihr könnt mich zerbrechen“; und als ihn einer dennoch berührte, rief er: „Da hab' Ihr's; seht Ihr, wie hier der Kopf, dort die Arme herunterrollen, und wie die Füße nach beiden Seiten auseinandergehen.“

Gewöhnlich verliert man auch alles Maas von Raum und Zeit; die Pause von einem Wort zum andern scheint ein Jahrhundert zu dauern; und die Personen, die unmittelbar neben ihm stehen, scheinen dem Prachich in einer unermesslichen Entfernung von ihm getrennt zu seyn. Oft schreit man wie ein Lauder mit einer Donnerstimme, und gleich darauf fragt man: Habe ich denn gesprochen? Habt Ihr mich verstanden? Ein andermal bewegt man nur leise die Lippen und glaubt mit lauter Stimme gesprochen zu haben. Es giebt Leute, denen es vorkommt, als ob ihre Hände und Füße so lang würden, daß sie das Ende nicht mehr sehen; andere wieder bilden sich fest ein, daß ihnen die Augen und die Haare aus dem Kopfe herauspringen und vor ihnen hertanzen.

Der Erste, den ich in diesem Zustande sah, war ein junger Mensch von unruhigem Geist und lebhafter Phantasie. Er lag auf einem Divan ausgestreckt mit geschlossenen Augen. „Ich sehe die Farbe Eurer Worte“, fing er an: „die einen sind rosafarben, die anderen grün, wieder andere schwarz; auch der Ton ist materiell.“ Er behauptete, sein Blick dringe durch die Mauern, er sehe die Leute, die auf der Straße vorübergingen, und höre deutlich, was sie sprächen. Da er allein in diesem Zustand war, wie selbst aber, zum ersten Male diesem Schauspiel beizuhören, uns nicht enthalten konnten, zu lachen, so rief er: „Nicht doch, Ihr dürft nicht lachen, Ihr thut mir weh. Ich kann Euch versichern, daß mir in diesem Augenblick die Gabe des Doppellebens verliehen ist, ich sehe Eure Worte und die Farbe Eurer Worte, ich sehe Eure Gedanken und die Farbe Eurer Gedanken. Ach, wenn Ihr wüßtet, was ich Alles jetzt denke und empfinde! Ein Gelehrter, der sich in diesen Zustand versetzte, würde in einem Augenblick finden, wozu ihm sonst jahrelanges Studium nicht genügt.“

Noch eins, um zu zeigen, daß der Prachich auch in der Geschichte keine unwichtige Rolle spielt: es ist bekannt, daß der Alte vom Berge seine Anhänger durch ganz besondere Mittel zu begeistern und zu fanatisiren wußte, und zu diesen gehört auch der Prachich. Daber der Name Prachichin, der Plural von Prachich, d. h. Prachich-Esser, oder, was gleichbedeutend war, Fanatiker und Mordelörder, und davon stammt wieder das Französische assassin. Sollte man es wohl glauben, daß diese Worte assassin assassin irgend eine Verwandtschaft hätten mit dem Prachich? Und doch ist es historisch wahr.

England.

Disziplin in der Britischen Armee.

Von einem Englischen Offizier.

Eine falsche Meinung scheint neulich unter dem Publikum Verbreitung gewonnen zu haben, eine Meinung jedoch, die durch eine besonnene Betrachtung und unparteiische Würdigung leicht zu entfernen ist. Wie meinen nämlich den Glauben, daß die Mannschaft Englands, das Militair einer der siegreichsten und glänzendsten Europäischen Armeen, nicht mehr jene alte kriegerische Begeisterung, jenen moralischen und physischen Muth besitzt, der die Feinde unserer kleinen Insel über die Hälfte von Europa besiegte und zerstreute.

Wir haben nicht die Absicht, durch eine ausführliche Beipredung etwas zu widerlegen, was durchaus nicht der Fall, noch irgendwie wahrscheinlich ist, und wenn wir eine Thatsache suchten, um das Gegentheil zu beweisen, so dürften wir nur eines anführen, dessen Erinnerung noch so frisch in den Herzen aller Engländer lebt, um die Zungen jener Unzulässigkeiten zum Schweigen zu bringen: daß nämlich noch vor kurzem, den 16. März, 400 Englische Seeleute sich ganz allein und standhaft behaupteten gegen mehrere Tausend der besten Guetilla-Truppen in der Welt, — Truppen, die nicht für Sold, sondern für ihre Heimath und ihr theuerstes Gut, die Britische Ehre, kämpften — und daß sie, nachdem sie ihre Feinde durch muthige männliche Haltung abgewehrt, sich mit jener Ordnung und Disziplin, jener ritterlichen Betrachtung aller Gefahr zurückzogen, die ihnen das allgemeine Lob Europa's verschaffte — während der alte General der Französischen Armee an der Pyrenäen-Grenze mit der aufrichtigen, ungetrübten Bewunderung eines Mannes zusah, der schon manche Truppen unter Siegen und Niederlagen angeführt.

Dieses eine Beispiel wäre genügend, jedem Militair zu beweisen, daß die strenge Disziplin und Tapferkeit der Britischen Armee unermindert geblieben ist, und laßt sie nur einmal wieder ausziehen unter dem Banner Alt-Englands, im Kampfe für ihre gerechte Sache, da wird es sich recht zeigen, wie sie jenen Irrthum vollends vernichten werden.

Wenn wir übrigens die Ursache dieser seltsamen Täuschung, die sich in der Welt verbreitet hat, nennen sollen, so ist es, glaub' ich,

nichts Anderes, als der letzte Sieg der Karlisten über die Britische Legion bei Hernani. Da ist vor Allem zu bemerken, daß diese Legion außer dem Umstand, daß sie eine bewaffnete Macht war und mit Kugel und Bajonnet kämpfte, kaum eine andere Ähnlichkeit hatte mit dem Britischen Heer. Auch behielten sie außer ihrem Commandeur fast keinen einzigen Britischen Offizier in ihren Reihen; und obgleich viele Soldaten darunter sich auch für die reguläre Armee qualifiziert haben mögen, so bestand doch die Mehrzahl aus Tausenden von halbverhungerten Handwerkern, die als der Auswurf der Hauptstadt ganz gewiß zurückgewiesen worden wären, wenn sie sich bei irgend einem aktiven Britischen Regiment gemeldet hätten. Diese Leute dienten auch für keine patriotische Sache, sie fiuchten nicht unter der Fahne Mt. Englands, sie hatten keinen esprit de corps, und daher ist es kein Wunder, wenn sie, nachdem sie mehr gethan, als sich von einem solchen Hausen erwarten ließ, zuletzt Niederlagen erlitten. Dies kann den Ruf der Britischen Armee nicht berühren.

Wir selbst wurden jung in dieses Heer aufgenommen, und wir hatten das Glück, in einem der schönsten Regimenter unseres Landes schnell zu avanciren. Es ist jetzt jedes Regiment im Britischen Dienst so gut diszipliniert, daß es gefährlich wäre, wenn wir Vergleichen anstellen wollten, doch so viel wird man mir zu gute halten, wenn ich versichere, daß wir in echter soldatischer Haltung, in der trefflichsten Organisation und in braver, gentlemännischer Gesinnung — Eigenschaften, die unter Soldaten wie Offizieren gleich verbreitet waren — keinem andern den Vorrang ließen. Dies war jedoch nicht der einzige Vorzug dieses Regiments. Wir hatten einen Obersten, dessen unveränderliche Liebenswürdigkeit und Herzengüte ihn in den Stand setzte, die strengste Disziplin mit den besten Erfolgen durchzuführen und sich zugleich die Liebe und Achtung der Offiziere und Soldaten zu gewinnen.

Unsere Station war in Malta, vielleicht eine der angenehmsten in der Welt, für Offiziere wie für Soldaten. Im Winter und Frühling, wo das Wetter nicht zu heiß war, hielten wir fortwährende Uebungen und Manöver, die durch die ganze Art ihrer Ausföhrung keinesweges zu schwer oder einnivant waren. So hatte z. B. jede Woche ihre eigenen Tage für die Strickübungen, die, wenn ich nicht irre, jetzt allgemein bei der ganzen Armee eingeföhrt sind; zwei Tage waren für Bataillonsübungen und einer oder ein paar von den übrigen für praktische Feldmanöver bestimmt — gewiß, nach unserer Meinung, ein ganz vorzügliches Plan in jeder Hinsicht, da er sowohl die beste Gelegenheit bot, sich bei den Soldaten beliebt zu machen, als sie aus den Vierschenten und den nachtheiligen Folgen des Nichtstuns herauszuziehen.

An den festgesetzten Tagen zog das ganze Bataillon auf mit schwerem Gepäck, jeder Mann mit seinem Antheil, da die Rationen schon früh ausgegeben worden. So gerüstet marschirten wir aufs Feld, bald in der einen, bald in der anderen Richtung, wie Umstände oder Wahl es mit sich brachten: dazu spielte die Musik ein lustiges Stücken, bis wir die äußersten Gränzen der Garnison erreichten. Nun wurde der Befehl zum „leichten Marsch“ gegeben, und fort ging's mit nachgeschleiften Waffen, wobei die Cigarre und die kurze Thonpfeife ihre angenehmen Rauchspiralen von sich gaben; Scherz und Lachen ließen sich hören, und die munterste Fröhlichkeit drang in alle Reihen, ohne daß dabei die Achtung vor den gegenseitigen Verhältnissen und Stellungen im Geringsten verletzt wurde. Nachdem wir eine Strecke weit marschirt, machten wir Halt an einer auserwählten Stelle, wo wir die nöthigen Vorräthe von Holz und Wasser zum Vivouac fanden. Die Gewehre wurden aufgestellt und einzelne Haufen zu verschiedenen Beschäftigungen abgetheilt: die Einen mußten Feuer anzünden, die Andern getrocknetes Holz und Wasser holen, wieder Andere kochen u. s. f., es dauerte nicht lange, und die Rationen dampften und kochten in den zinnernen Schüsseln auf ihren Vivouac-Feuern. Die Offiziere bereiteten ihr eigenes Pfenik, reichlich versehen mit allen Mitteln zu einem Mahl, welches die lange Morgen-Promenade höchst schmackhaft machen mußte.

War der Schmaus vorüber (zu dem natürlich nur schöne Tage ausgesucht wurden), so begannen wir eine mannigfaltige Reihe von Spielen, als da sind Scheibenwerfen, Wettrennen, Springen und zuweilen auch Ballspiele; überall waren die Offiziere und Soldaten fröhlich zusammen und bestimmten auch gelegentlich einen kleinen Preis für den glücklichen Aspiranten in athletischen Meisterstücken. Wir selbst erinnern uns noch mit Stolz, was für ein guter Käufer wir gewesen und wie wir mit dem damaligen Sergeant-Major, einem jungen aufgeweckten Mann, und mit vielen anderen Gliedern des Corps zahlreiche Kämpfe zu bestehen hatten.

Während dieser Spiele wurden auch militairische Exercitien nicht vergessen: Piquets wurden an den besten Punkten aufgestellt und in kurzen Zwischenräumen abgelöst, wodurch das Ganze ebensowohl ein Spiel als eine Uebung wurde und die Leute bei dieser Gelegenheit eine so notwendige militairische Fertigkeit praktisch erlernten. Dann und wann machte auch ein Haufe einen verstellten Angriff, was das Interesse der Scene und den Reiz des Ganzen erhöhte.

Diese ländlichen Spiele und Uebungen wurden so oft wiederholt, als es das Wetter erlaubte, und es war höchst erfreulich, zu sehen, wie viel guter Wille und Energie, an Geist und Körper, im ganzen Corps durch diese angenehme Belehrungsweise erzeugt wurde. Wo die Natur des Landes es gestattete, wurden auch auf dem Marsch selbst verschiedene Bewegungen ausgeföhrt, z. B. größere und kleinere Frontbildungen, Angriffe auf den Bortrab, Carrés, Passagen über enge Brücken, Scharmüßelgefechte u. s. w.

Wir wissen wohl von einem Befehl, der existirt, daß die Offiziere, welche Regimenter befehligen, ihre Leute in Fecht- und Turnübungen exerciren sollen; ob aber dieser Befehl allgemein oder überhaupt jemals

ausgeföhrt worden, glauben wir nicht. Und doch bieten gar viele unserer Garnisonsstädte den schönsten Boden in ihrer Nähe für diese militairischen Uebungen — so Portsmouth, Portedown, Hill, Winchester, die alle ihre Ebenen haben — auch Exeter, Plymouth und manche andere in der unmittelbaren Nähe von ausgedehntem offenem Feideland, auf welchem viel überflüssiges Holz und Wasser zu finden ist. Depots und Regimenter würden von diesen praktischen Manövern gleichen Nutzen ziehen, während die Faulheit und das Zuhausehien die Meisten, welche die Mittel haben, in die Kneipen treibt, ihr Geld zu verprauchen und zu vertrieben. (U. S. J.)

Bibliographie.

- Thoughts on religion. — Nach einer Handschrift des Jahres 1832, von einem Oxford Graduirten.
 Rudiments of a vocabulary of Egyptian Hieroglyphics. — Von Samuel Sharpe.
 Electricity; its nature, operation and importance in the phenomena of the Universe. — Von William Leitch, Secretair der „Elektrischen Gesellschaft“.
 The Squire. — Roman vom Verfasser der „Erbin“. 3 Bände. 31½ Sh.
 Scenes and shadows of days departed. — Nebst Gedichten aus der Jugendzeit und aus dem Alter. — Von W. Lisle Bowler.
 Tales about Wales, with a catechism of Welsh history. — Von einer Dame. Zweite Auflage. Herausgegeben vom Captain Basil Hall.
 An address to emigrants intending to settle to South-America. — Von einem kürzlich zurückgekehrten Dekonomen.
 Britannia Ingrata. — (Ein Gedicht, welches den Britischen Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel und die Tapferkeit des Englischen Heeres feiert, das dafür, wie der Dichter behauptet, gar nicht belohnt worden sey.) Von Major William Mackie.
 Isabella, or the orphan cousin. — Eine Jugendgeschichte, von der Tochter eines Geistlichen.

Mannigfaltiges.

— Die Rossiniana. So heißt eine neue musikalische Zeitung, die jetzt in Französischer und Italienischer Sprache in Paris erscheint; Französisch lautet ihr Titel vollständig: „La Rossiniene, Annales cosmopolites de la musique, du chant et de la pantomime“. Sollte man es nach dieser Benennung wohl für möglich halten, daß in der Zeitschrift selbst (uns liegt Nr. 2 vom 12. Nov. d. J. vor) weder von Rossini, noch von Gesang und Pantomime die Rede sey, ja daß von Musik überhaupt fast gar nicht darin gesprochen werde? Wir finden in dem Blatte zunächst ein „Musikalisches Glaubensbekenntniß“ (Französisch: „Profession de foi musicale“; Italienisch: „Professione di fede musicale“), in welchem zwar das Wort „Musik“ öfter wiederholt, aber die Musik selbst auch nicht im entferntesten besprochen wird; der Plan zu einer allgemeinen Association à la Saint-Simon, zu einer Art von Bank, an der man auch ohne Geld und durch sein bloßes Talent Theil nehmen kann, ist es vielmehr ausschließlich, womit der Artikel sich beschäftigt. Die Actiomanie unserer Zeit hat schon mancherlei tolle Pläne zu Tage gefördert, der gegenwärtige aber ist der tollste, der uns jemals vorgekommen; ja, man wäre fast versucht, etwas Tiefpolitiches dahinter zu suchen, so verzweifelt dumm erscheint das Ding beim ersten Anblick. Der Baron Corvoja, ein Italiener, der sich als Herausgeber nennt, will um sein Unternehmen alle musikalische Talente Frankreichs und Italiens versammeln; sie sollen nach ihren Verdiensten an den ungeheuren Benefizien desselben Theil nehmen, doch vorerst müssen sie sich bei der neuen Zeitschrift als Actionnaire interessieren. Es werden zu diesem Behufe einige co-gerenti (Mit-Redacteure) in Italien reisen und in Mailand, Turin, Neapel und andern Italienischen Hauptstädten Kommanditen der Rossiniana errichtet werden. Die nächste Folge des großen Unternehmens wird das völlige Aufhören aller Armutb seyn, und der „Distruzione del pauperismo“ ist in der neuen musikalischen Zeitung der zweite ausführliche Artikel gewidmet, worauf dann eine Kriegserklärung gegen die Börsenspiele (Giuochi di borsa) folgt. Unverkennbar ist die Speculation der neuen Zeitschrift, so sehr es auch vorzugsweise auf Italien abgesehen scheint, auf die Leichtgläubigkeit Französischer Actionnaire berechnet. In Italien wird die Rossiniana wohl schwerlich Eingang finden; in Frankreich aber sind in der neueren Zeit noch viel schwindelhaftere Projekte unterflüßt worden.

— Rabel in Frankreich. Das neueste Heft der Revue de Paris (vom 26. Nov.) enthält unter der Ueberschrift „Madame de Varnhagen“ einen mit besonderer Vorliebe für Deutsches Gemüths- und Geistesleben geschriebenen Artikel des Marquis A. von Eustine, der eine Zeit lang in Deutschland gelebt und die Frau, mit deren Gedanken weit er das Französische Publikum vertraut macht, persönlich gekannt hat. Herr von Eustine weiß nicht, daß auch bereits Herr Prof. Eberminier in seinem Werke Au-delà du Rhin über Rabel ausführlich gesprochen und Proben aus ihren Briefen mitgetheilt hat. Es beruht daher auf einem Irrthume, wenn Herr von Eustine sagt, daß außer einem von Herrn Philardé Charles geschriebenen Artikel, der einmal im Journal des Débats gestanden, in Frankreich noch nichts über die merkwürdige Frau gedruckt worden sey. Er selbst ist übrigens unseren Lesern bereits durch ein interessantes Schreiben über Frau von Staël bekannt, welches wir (in Nr. 151 des Magazins von 1836) in einer Salon-Schilderung der Madame Sophie Gay mitgetheilt haben.